

Zeitschrift: Brugger Neujahrsblätter
Herausgeber: Kulturgesellschaft des Bezirks Brugg
Band: 100 (1990)

Artikel: Die Brugger Neujahrsblätter als Spiegel der Aargauer Literatur
Autor: Strässle, Urs
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-900748>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Urs Strässle

Die Brugger Neujahrsblätter als Spiegel der Aargauer Literatur

« . . . man muss auch die zahllosen Gässchen und Hinterhöfe kennenlernen . . . »

Wer in den zurückliegenden Jahrgängen der Brugger Neujahrsblätter liest, stösst immer wieder auf Literatur, begegnet Gedichten und Prosa-texten von einst berühmten, viel diskutierten Schriftstellern, die heute längst vergessen sind, als schreibende Dilettanten gelten, trifft auf Literaturdenkmäler aus der Zeit der Klassik und Romantik, auf Verse und Geschichten in Aargauer Mundart, verfasst von Autoren, deren Namen auch in den Schullesebüchern zu finden sind. Da gibt es in der gleichen Nummer literarische Erzeugnisse, welche durch Literaturgeschichte und -kritik gleichsam kanonisiert sind, neben solchen, welche das literarische Werturteil des Lesers auf die Probe stellen. Über die bisher erschienenen hundert Blätter verstreut sind Werke oder Werklein von Matthias Claudius, Goethe, Hölderlin, Mörike, Novalis, Eichendorff, C. F. Meyer, Friedrich Schiller und Hermann Hesse; aber vertreten sind auch Beispiele aus der poetischen Werkstatt von Hermann Blattner, Franziska Anner, Gottlieb Müller, Maria Werder, Otto Berger, Anna Süss-Baumann, Julius Lattmann, Martin Schmid, Emma Diriwächter, Adolf Haller und anderen. Muss man darauf verweisen, dass zwischen Johann Wolfgang von Goethe und dem Neujahrsblätter-Hausautor der frühen Jahre, dem berühmten Brugger Dichter Abraham Emanuel Fröhlich, dass zwischen Hannelore Ziegler-von Dukar und Erika Burkart, zwischen Hermann Burger und Martin Schmid, der in den 20er Jahren ein Theaterstück und ein Lyrikbändchen veröffentlichte, poetische Welten liegen? Auch wenn man die These von der Einheit der Literatur vertritt, ähnlich wie die Musiktheoretiker, die nicht mehr zwischen E- und U-Musik unterscheiden, so kann man beim Lesen in den Neujahrsblättern nicht umhin, über die Opposition von Kitsch und Kunst nachzudenken, über das Neben- und Miteinander von «lesser poets» und «auctores majores», von, sagen wir, weniger guten und von überzeugenden, manchmal herausragenden Autoren.

Das Register der literarischen Beiträgerinnen und Beiträger der Brugger Neujahrsblätter umfasst, die klassischen Dichter nicht mitgerechnet, über 80 Namen von Autoren, welche im Aargau lebten oder leben, die hier ihren Ursprung hatten und sich zeitlebens mit diesem Kanton und häufig auch mit der Region Brugg verbunden fühlten. Vergegenwärtigt man sich diese Zahl, denkt man an die alte Devise «Poetis abundat aetas», das Zeitalter bringt viele Dichter hervor, und auch daran, dass die Zeit viele davon dem Vergessen überlässt. Die grosse Zahl literarischer Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen belegt aber auch, dass die Literatur in den Brugger Neujahrsblättern keine marginale Rolle spielt, dass sie im Gegenteil im Konzept, das dem Neujahrsblatt insgesamt zukommt, zu belehren *und* zu unterhalten, eine zentrale Aufgabe übernimmt. Manchmal, so hat man den Eindruck, wurden Gedichte oder Prosastücke aus dieser Absicht heraus auch geschrieben, zu Nutz und Frommen der Neujahrsblätter, aber, leider, hin und wieder zum Schaden der Literatur.

Jede Epoche der Neujahrsblätter hatte ihre Favoriten, Abraham Emanuel Fröhlich, Jakob Keller, Adolf Vögtlin, Georg Gisi oder Jannis Zinniker; über lange Jahre, sogar Jahrzehnte blieben die Blätter einzelnen Autoren treu, Louise Frölich, Sophie Hämmerli-Marti, Erwin Haller, Erika Burkart oder Werner Schmidli, auch Hermann Burger. Und es gibt einen Schriftsteller, der über mehrere Jahrzehnte immer wieder im Neujahrsblatt erschien, von dem wichtige Texte zuerst hier veröffentlicht wurden und dessen Werk in den Neujahrsblättern wiederholte, auch kenntnisreich-kritische Würdigung erfuhr: Paul Haller.

Wer sich an die Aufgabe macht, die hundert Jahrgänge zu sichten, die Namen zu ordnen und Entwicklungslinien herauszuarbeiten, tut gut daran, von Anfang an klarzustellen, dass dies nur in begrenztem Umfang möglich ist, dass nicht auf alle Beiträge eingegangen werden kann, dass es unmöglich ist, alle Autoren zu erwähnen. Auch die Erwartung, die der Titel vielleicht weckt, hier würde so etwas wie eine Geschichte der Aargauer Literatur im Umriss geliefert, kann nicht erfüllt werden: die meines Wissens letzte Darstellung der Aargauer Literatur erschien 1888, zwei Jahre, bevor die Brugger Neujahrsblätter regelmässig zu erscheinen begannen. Verfasser war der Aarauer Kantonsschullehrer und Bibliothekar Albert Schumann, der sein Werk bis ins zwanzigste Jahrhundert progressiv weiterführen wollte. Bei der Absicht ist es geblieben, sie einzulösen ist, mit den Brugger Neujahrsblättern als Spiegel, hier nicht der Ort.

Gezähmte Dichtung

«Dass über dem Grossen das Kleine nicht vergessen werde»: das ist das publizistische Motto, welches sich die Redaktoren der ersten Neujahrsblätter gegeben haben und welches so etwas wie eine redaktionelle Leitlinie für alle späteren Herausgeber dieses Jahrbuches bildet. Für diesen Aufsatz soll es in doppelter Hinsicht gelten: aus zeitlichem Abstand betrachtet, können viele der literarischen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen nicht als «grosse» Autoren gelten, und viele der dichterischen Beiträge, die sich seit 1890 in den Neujahrsblättern finden, wenden sich bewusst, in gezielter und gutgemeinter pädagogischer Absicht, diesem Kleinen zu oder «übersetzen» die Formen und existentiellen Themen der «grossen» Literatur in die kleinstädtischen Brugger Verhältnisse: mal in Mundart, mal in der gehobenen Literatursprache des 19. Jahrhunderts schreiben die Autoren der Neujahrsblätter über die engere Heimat (das Schloss Habsburg, die Linner Linde, das Jugendfest, das Städtchen Brugg); über grosse Persönlichkeiten aus der Region (Samuel Amsler, die Familie Fröhlich, Pestalozzi, Emil Anner); über «grosse» Themen und ewige Fragen: Mensch und Natur, Geschichte und Gegenwart, Liebe und Tod, Schicksal, Kind und Eltern, Krieg und Frieden, Gott.

Im Neujahrsblatt von 1891 finden sich Gedichte, die gewissermassen eine die Blätter charakterisierende Art von Literatur präcludieren. Eines davon trägt den Titel «Sonnenschein» und kann stellvertretend für eine ganze Anzahl von Texten von ähnlichem Typus stehen:

O fluthe golden ins Gefilde
Zur Morgenpracht, du Sonnenstrahl!
Dass deiner Schöpferhand Gebilde
Aufjauchzend grüssen Berg und Thal!
Dass unter deiner Strahlenkrone
Ein neues Leben sich enthüllt,
Dass dir zum Kranz und hohem Lohne
Frohlockend alle Welt erfüllt.

Blick in das Herz mir einmal wieder
Nach langer, trüber Sorgennacht!
Dass frohgemuth der Klang der Lieder
In meiner Brust mit auferwacht;
Dass wie ein Quell am Bergeshange
Dich meine Lieder, lauter, rein,
Mit frohem, jugendlichem Klange
Begrüssen, goldner Sonnenschein!

Dieses Gedicht, welches von Gottlieb Müller (1857–1922), Lehrer in Brugg, verfasst wurde und das unübersehbare Parallelen zur gleichzeitigen Poesie der «Gartenlaube» aufweist, ist ein Beispiel für die gezähmte Dichtung, die der Ausstrahlungskraft ihres Vorbildes, der klassischen Naturlyrik in diesem Fall, zum Opfer gefallen ist. Viele der Beiträgerinnen und Beiträger, die für die Neujahrsblätter schrieben, haben sich etwas dabei gedacht, machten sich voller guter Absichten ans Werk. Häufig handelte es sich, vor allem in den Jahrgängen der ersten Jahrhunderthälfte, bei den Autoren um Frauen und Männer, die im öffentlichen Leben standen, in Brugg und Umgebung bekannt waren, Richter, Pfarrer, Lehrer, Leute aus dem oberen Mittelstand, welche in der Poesie den verlängerten Arm ihrer sonstigen gesellschaftlichen, politischen oder pädagogischen Wirksamkeit sahen. Das gilt für Jakob Keller (1843–1900), Seminardirektor in Wettingen, im Kanton bekannter Schulmann und Lehrmittelverfasser, für Hermann Blattner (1866–1910), Bezirkslehrer und Redaktor, für Louise Frölich (1833–1900), Lehrerin in Brugg und in den Neujahrsblättern oft gedruckt, für Karl Killer (1878–1948), damals Lehrer in Villigen und später in der ganzen Schweiz bekannter sozialdemokratischer Nationalrat und Badener Stadtpräsident, für

Viktor Jahn (1865–1936), Pfarrer in Brugg und Redaktor der Neujahrsblätter, und für viele andere.

Der Autor, der in diesem Zusammenhang erwähnt werden muss, weil er in den Neujahrsblättern oft gedruckt und auch ausführlich gewürdigt wurde, ist Abraham Emanuel Fröhlich. Er wurde 1796 in Brugg geboren, war hier eine Zeitlang Lateinlehrer, wirkte später als Deutschlehrer, Rektor der Bezirksschule und Pfarrhelfer in Aarau, hatte ein bewegtes politisches Schicksal, war ein Freund von Jeremias Gotthelf und galt in der Mitte des 19. Jahrhunderts als bedeutender Dichter in der Nachfolge Goethes, Uhlands und Körners. Als die Brugger Neujahrsblätter ins Leben gerufen wurden, war sein Stern längst verblasst, aber in Brugg hielt man ihm die Treue. Nicht nur aus lokalpatriotischen Gründen, Stil und Inhalt der Gedichte und Erzählungen Fröhlichs passten ins literaturpädagogische Konzept der Blätter. Während die Dichtung im Zeitalter von Symbolismus, Expressionismus und Neuer Sachlichkeit immer schwieriger, experimenteller und hermetischer wurde, achteten die «Brugger Autoren» – wie weiland Fröhlich – auf Verständlichkeit, auf Deutlichkeit. Sie hatten eine Botschaft zu überbringen, sie wollten erziehen, Herz und Verstand bilden. Und während die moderne Literatur, Rilke, Kafka, Brecht, die Dadaisten u.a., auch die zeitgenössische schweizerische, Walser, Spitteler, Stamm u.a., für den durchschnittlichen Leser schwer zugänglich war, ja ihn sogar «im Stich liess», hielten sich viele der Neujahrsblätter-Autoren an die Tradition, an die Klassik und Romantik, drückten so auf ihre Weise aus, was viele Zeitgenossen dachten und fühlten; sie waren die Sachwalter ihrer Gefühlswelt und ihrer moralischen Vorstellungen, sie lieferten in schwierigen Zeiten – Epochenbruch am Ende des Jahrhunderts, Weltkrieg 1914–1918, Zwischenkriegszeit – Bausteine für eine private Idylle, simulierten das 19. mitten im 20. Jahrhundert: Biedermeier statt Moderne.

Darin liegt die Bedeutung dieser Literatur: was in den Brugger Neujahrsblättern abgedruckt wurde, ist eine Sonde in die Gefühlslage der Leserinnen und Leser im jeweiligen Zeitabschnitt. «Die meisten Menschen», schrieb der Brugger Hermann Blattner einmal, «sind der Poesie nur zugänglich in Zeiten grosser Aufregung. Höchste Freude, tiefster Schmerz vermögen den Gemeinen zu adeln.» Der «ächte Dichter» hilft dabei dem Leser auf den Weg, macht ihm den sittlichen Wert von Freude und Schmerz bewusst, zieht ein Fazit. Als Beispiel diene das Gedicht

«Mondnacht» von Hermann Blattner, das im Neujahrsblatt 1904 erschien und das deutliche Anklänge an das gleichnamige Gedicht von Eichendorff aufweist:

Nun dämmern Wald und Weite sacht
Hinüber in den Silbertraum.
Nur unterm Mond die Welle wacht
Und glänzt und stirbt und – weiss es kaum.

Und meiner eignen Schritte Ton
Verklingt – verklang. – Ich höre nur,
Dem Wissen meiner selbst entflohn,
Die Atemzüge der Natur. –

Erstarrung, Vereinfachung – dies sind die Linien, in denen sich die Arbeiten vieler Autoren der Brugger Neujahrsblätter bewegen. Ihre Gedichte und Erzählungen, geschrieben in klassischem Deutsch oder, hin und wieder, in gepflegter Mundart, enthalten mehr Konvention als Information, mehr Wiederholung und Variation als Neuschöpfung. Das Gedicht von Blattner zum Beispiel will den Leser ansprechen, ihm helfen. Das grosse Thema der romantischen Dichtung, die Weltflucht, ist zwar zentral, wird aber dadurch gezähmt oder entschärft, dass es überdeutlich akzentuiert ist. Und weil das Dargestellte auf eindimensionale Weise hervortritt, erklärt es sich selbst auf plakative Art, ist es ohne poetisches Geheimnis. Darin liegt eine Erklärung für nützliche und in ehrenwerter Absicht geschriebene, aber eben doch zweitrangige Literatur: diese Dichtung überdauert die Zeiten nicht, weil sie zu sehr mit dem Blick aufs Publikum verfasst wurde, weil sie das Vertraute deutlich macht, anstatt – wie Brecht es verlangte – zu verfremden, weil sie die Dichtung als Vehikel benutzt für philosophische Absichten, für Heimatliebe oder Ehrfurcht vor den Eltern. Und diese Dichtung leistet dies, indem sie auf die Wertordnung und Stilformen der zurückliegenden Literaturepochen zurückgreift. Zu einer Photographie des Amphitheaters von Windisch zum Beispiel schrieb Louise Frölich folgende Verse:

Einsam streif ich durch die düstern Hallen
Lausch den Stimmen der Vergangenheit; –
Sind's die gleichen Tritte, die erschallen?
Sind es Klänge aus erloschner Zeit?

Fremde Laute dringen durch die Tiefe,
Aus dem Schoss des Berges an mein Ohr,
Und mir ist, als ob die Kämpfer riefen
«Gnade Cäsar!» zu dem Thron empor . . .

Es ist nicht schwer, hier die Vorbilder zu nennen, die Qualität des Textes etwa am Beispiel der rhetorischen Fragen zu demonstrieren oder auf die Originalität des Texteingangs ironisch hinzuweisen. Dichtung dieser Art findet sich, auch durchaus in Übereinstimmung mit der unausgesprochenen, aber evident pädagogisch-moralischen Zielsetzung der Neujahrsblätter in vielen Jahrgängen dieses Periodikums. In den Jahren während des Ersten Weltkrieges und in den 20er- und 30er-Jahren, in denen im Vergleich zur Zeit der Jahrhundertwende oder auch zur Gegenwart relativ wenig Literatur abgedruckt wurde, können viele Beiträge, etwa von Erwin Haller, Alfred Huggenberger, Martin Schmid oder Otto Berger dazu gerechnet werden. Abzulesen ist es schon an den unbestimmt-allgemeinen, an die klassisch-romantische Tradition gemahnenden Gedichtüberschriften wie «O seliges Wandern», «Morgengruß», «Über dem Nebelmeer», «Schöpferruf», «Frühlings Nähe», «Mutter», «Aufstieg» u. a. Das sind die konventionellen Stimuli, die bei Anwendung des traditionellen Formen- und Formelnreservoirs zu entsprechenden Gedichten oder Erzählungen führen.

Eine Ausnahmestellung unter diesen Autoren nimmt allerdings Adolf Vögtlin ein. Zwischen 1914 und 1947 hat er viele Beiträge in den Neujahrsblättern publiziert, darunter einige Noveletten, die ihn als begabten und im Handwerk des Erzählers beschlagenen Schriftsteller in der Tradition Kellers und Meyers ausweisen. Adolf Vögtlin, der 1861 in Brugg geboren wurde und der nach dem Studium der Philologie und Kunstgeschichte als Lehrer in Zürich tätig war, wurde bekannt mit seinem 1891 veröffentlichten Roman «Meister Hansjakob, der Chorstuhlschnitzer von Wettingen». Vögtlin verstand es, historische Stoffe anschaulich und spannend für die Gegenwart literarisch aufzubereiten. Vögtlin starb 1947 in Bern.

Nach dem Zweiten Weltkrieg und in der Gegenwart werden die Dichtungen, die dem traditionellen Kanon ein halbes Jahrhundert lang zur Geltung verholfen haben, wesentlich seltener. Dem menschlich und poetisch Allgemeinen der beschriebenen Art begegnet man zum Beispiel noch in Beiträgen von Victor Jahn jun., Martin Schmid und Hermann Hiltbrunner. In den letzten Jahren tauchte es in Texten auf, die im Rahmen des Projektes «Offene Lyrikschublade» (1979), jedermann konnte da Gedichte veröffentlichen, der Neujahrsblätter-Redaktion eingesandt wurden. Nicht frei von traditionellen Wendungen sind die Gedichte von Hans Schweizer, und in den «Liedern an Abelar» (1987) von Hannelore Ziegler-von Dukar finden sich Spielereien mit Formen der modernen Lyrik, scheinbar tiefsinniges «Metapherngestöber». Tief eingebettet in ihre jeweilige Zeit sind viele der erwähnten Texte, ihre ästhetischen Mittel und ihr offenliegender intellektueller Gehalt für heutige Leser fremdartiger als die Werke der Grossen, auf die sie eigentlich verweisen und die den kulturellen Horizont der Gegenwart mitgeformt haben. Und darüberhinaus sind diese Gedichte oder Prosastücke Zeichen für das Bedürfnis des Menschen, sich mit dem Überlieferten, dem Anerkannten, dem schlicht Gegebenen abzufinden.

Aber nach der Katastrophe des Zweiten Weltkrieges konnte es ein unkritisches Übernehmen kultureller Traditionen, deutscher zumal, nicht mehr so ohne weiteres geben. Das wirkte sich auf die literarischen Beiträge, die in den Nachkriegsjahrzehnten erschienen, mit aller Deutlichkeit aus. Aber bevor die Rede darauf kommen soll, sei ein Kapitel eingeschoben. Denn es gab in den ersten Jahrzehnten, in denen die Brügger Neujahrsblätter erschienen, nicht nur literarische Versuche der bis jetzt dargestellten Art, sondern auch eigenwillige, eigenständige, ja sogar überdurchschnittliche Texte, vor allem in Mundart: weniges von Sophie Häggerli-Marti, manches aber von Paul Haller.

Heimatliteratur

Gebraucht man heutzutage das Wort Heimat, vor allem im Zusammenhang mit Literatur, hat man sich zu erklären, denn Heimat ist ein abgegriffenes, missbrauchtes, vielleicht sogar antiquiertes Wort. «Heimat» umfasst die Idylle, den Ort abseits der Geschichte ebenso wie ihr Gegenteil, die Anti-Idylle, in der die Landschaft am Fluss, die Höhen-

züge des Jura, die verträumte Kleinstadt in negativem Licht erscheinen als Ort der Verstörung, als fremd-vertraut. In der Literaturgeschichte hat der Terminus «Heimatliteratur» seinen festen Platz und meint in der Regel einen Literaturtypus, der im 19. Jahrhundert entstand, in dem sich die romantische Illusion mit der realistischen Enttäuschung in kleinen, überschaubaren Orten zu aufklärerischen Zwecken seltsam mischt: die schöne Landschaft der Kindheit wird bedroht durch die Industrialisierung und ihre Folgen wie sozialer Neid, Besitzgier, Verbrechen. Bei Pestalozzi, Hebel, Zschokke, Gotthelf und Keller, die mit ihren Dorfgeschichten als Begründer dieser Gattung gelten können, meint «Heimat» stets etwas in sich Zwiespältiges, was einen anzieht und abstößt, was einem gleichzeitig zutiefst vertraut und zutiefst fremd ist, was man immer wieder verlässt und von dem man doch nie ganz loskommt. Und die Idylle, wie sie etwa bei C. F. Ramuz gestaltet wird, ist Gegen- und nicht Scheinwelt, ideale Utopie, verständlich nur vor dem Hintergrund der Realität, auf die sie sich bezieht. In der Schweizer Literatur hat diese Heimatliteratur nicht nur Tradition, über Walser, Inglin und Zollinger reicht sie auch zu heutigen Autoren, zu Marcel Konrad, Ernst Halter («Urwil»), Dominik Brun, Silvio Blatter oder Beat Sterchi. Und überdies ist sie eine die Literatur unseres Landes charakterisierende Gattung. Die Zuwendung vieler Schweizer Autoren zur Landschaft und zum konkreten Lebensraum, zum Alltag, der sich darin abspielt, hängt zusammen mit der vermeintlichen oder realen Geschichtslosigkeit, welche die Schweiz kennzeichnet. So bezeichnet Albin Zollinger die Schweiz als «vergraste Provinz abseits der Geschichte», und Adolf Muschg spricht von der Schweiz als Land, welches «die Geschichte verpasst habe». Verstörte Idyllen – machen sie die Schweizer Literatur zum Sonderfall?

In den Neujahrsblättern finden sich viele literarische Beiträge, die unter dem Titel «Heimatliteratur» rubriziert werden können, gutgemeinte, brave, auch ein wenig schulmeisterliche Idyllen in Vers und Prosa ebenso wie Dichtungen, in denen die Heimat auf ihren doppelten Boden hin abgeklopft wird. In diesem Zusammenhang sei vermerkt, dass sich in den Jahrgängen nach 1933 keine Heimatliteratur findet, die heimattümelnd daherkommt und mit völkischen oder frontistischen Ideologien besetzt ist. Ausser einem markigen Sechszeiler von Jakob Bosshart und einem martialischen Gedicht auf die Alten Schweizer von Meinrad Lienert (1936) findet sich kaum etwas in dieser Richtung; tröstlich, wenn man bedenkt, was möglich gewesen wäre.

Die überragenden Texte, die in die Tradition, die von Hebel und Keller herkommt, eingereiht werden müssen, die zum bleibenden Bestand der Schweizer Literatur gerechnet werden dürfen und die – drittens – zu einem kleinen Teil in den Brugger Neujahrsblättern erstveröffentlicht wurden, stammen von Paul Haller. Seine Heimatdichtung, die örtlich an den Jura, an die Aare, an die Brugger und Küttiger/Aarauer Umgebung gebunden ist, hat nichts von verschämter Gartenlaube, kennt keine heimattümelnde oder sentimentale Gefühlswelt. Man denke an das Versepos «Juramareili», Aargauer Dialekt in Blankversen, soziales Elend, durch den Alkohol verursacht, vor dem Hintergrund der verträumten Aarelandschaft; man denke an das Drama «Marie und Robert», das bezüglich der Genauigkeit, mit welcher gesellschaftliche Zustände abgebildet werden, und in bezug auf seine poetische Wucht einen Vergleich mit Hauptmanns frühen Stücken aushält.

Paul Haller wurde 1882 in Rein geboren, wuchs im Pfarrhaus auf, welches auf dem Sporn des Bruggerberges steht, besuchte die Bezirksschule in Brugg und die Kantonsschule in Aarau, studierte dann Theologie in Basel, Marburg, Berlin und Zürich, trat, nachdem er verschiedene Stellvertretungen als Pfarrer absolviert hatte, 1906 seine erste Pfarrstelle in Küttigen an. 1910 allerdings gab er das Pfarramt auf, studierte in Zürich Literaturwissenschaft und promovierte mit einer Arbeit über Pestalozzi, war anschliessend Deutschlehrer in Schiers und am Lehrerseminar in Wettingen. Schon als Pfarrer hatte er zunehmend unter schweren Depressionen zu leiden, eine Jung'sche Psychoanalyse schien später zu helfen. Am 9. März 1920 wurde er zum letzten Mal gesehen, auf dem Aaresteg bei Vogelsang, einem Ort seiner Kindheit; in der folgenden Nacht nahm er sich das Leben. Paul Haller war schon zu Lebzeiten anerkannt, der bekannte Literarhistoriker Otto von Geyrer hatte seine Mundartdichtung gerühmt, und so ist es nicht erstaunlich, dass sich in den Jahrgängen zwischen 1900 und 1960 immer wieder Werke von Paul Haller finden, darunter auch Erstveröffentlichungen wie etwa das Gedicht «Z Nacht» (1914) und die Erzählung «Unter der Treppe» (1916). In seinem für das Neujahrsblatt von 1981 geschriebenen Essay schreibt Hermann Burger, der damals mit seiner Familie im Pfarrhaus Kirchberg (Küttigen) wohnte und der sich seiner menschlichen und dichterischen Gemeinsamkeiten mit Paul Haller wohl bewusst war, «Z Nacht» sei das schönste Flussgedicht, das Paul Haller geschrieben habe, und zwar «wegen der in der Schweizer Literatur wohl einzigartigen Fähigkeit

Hallers, seine Vereinzelung, seine Existenznot in volkstümliche Bilder umzusetzen, einen Ton zu finden, der die Leser nicht in Verzweiflung stürzt, sondern zur Besinnung mahnt». Im Gedicht werden Fluss und Landschaft zur Kulisse für persönlich durchlittene Schwermut und Todessehnsucht:

Schwarz gropet d Nacht dr Aare noh,
Käis Stärndl schickt ä Häiteri.
S mues jeden äinischt s Läbe loh
Und usem Liecht a d Feischteri:

Hütt isch es glych au gar so still.
Ke Gäisle ghörscht, ke Ysebah!
Was äine spinnt und wärche wil,
De Fade mues äs Ändi ha.

Lys ruschets a dr Äich verby
Bis änevör, a d Chloschterwog.
Und mues s den äinischt gstorbe sy,
Gottlob! me chunt us mänger Plog.

Lueg, s lauft es Liechtli usem Hus,
Und übers Wasser tanzt en Schy.
Goht äin uf Freud und Liebi us,
Z Tratz mues er rächt eläigge sy.

Los doch und lueg, wi s Wasser schüsst
Durab, durab, s chunnt nümme z rugg.
Probiers, wenn alles nidsi flüsst,
Öb d obsi magscht bis under d Brugg!

Und was dr Chrüz und Chumber macht,
Chum zue mr, stand as Wasser a.
Es isch mr, s häig no nie ke Nacht
So dunkelschwarzi Auge gha.

Zu den Höhepunkten im dichterischen Schaffen Hallers zählt die 1916 im Neujahrsblatt publizierte Erzählung «Unter der Treppe. Eine Jugendfestgeschichte», welche in den Lektürekanon der Bezirksschule aufgenommen werden müsste. Berichtet wird vom Schicksal des Brugger Mädchens Emma, das allein bei seiner Mutter aufwächst, allerlei Streiche im Kopf hat und dem die strenge Lehrerin, Fräulein Fink, es verbietet, am Jugendfest teilzunehmen. Unschwer, sich vorzustellen, was dies für ein Brugger Schulkind bedeutet: Emma setzt sich über das Verbot hinweg, mit einem Armeleutekind, mit dem Strassentoni, zusammen verfolgt Emma das bunte Festgeschehen vom Versteck aus, das beide unter der Tanzbodentreppe gefunden haben. Dann werden sie entdeckt, Emma flieht, hält sich tagelang im Wald auf dem Bruggerberg versteckt, wird gefunden, in ein Heim gesteckt, und wird – Haller schildert dies in einem Erzählschluss, der vermeintlich versöhnlich wirkt – nach Jahren auf wundersame Weise «geheilt» entlassen: «In jenen Jahren, wo eine heimliche Schöpferhand das Mädchen zur Jungfrau bildet, fiel es von dem Kind wie eine ausgetragene Haut, dass sein Wesen wurde wie das seiner Altersgenossen . . . , weder gut noch schlecht, klug und unklug zugleich, wie alle Mädchen sind.» Vor dem Hintergrund des Jugendfestes, wo die gutbürgerliche Jugendliebe ihre Klimax erreicht und die Heimatliebe Triumphe feiert, zeigt Haller auf, woraus das «Unterfutter» dieser Gefühle gefertigt ist: aus schwarzer Pädagogik, deren Ziel es ist, alle individuellen Züge zu verwischen.

Um die Jahrhundertwende erlebte die Mundartliteratur eine erste Blüte. Die Forschungen verschiedener Germanisten in Deutschland und der Schweiz hatten den Dialekt gegenüber der Hochsprache aufgewertet, die Naturalisten hatten die Mundart auf die Bühne gebracht. Im Aargau war vor allem der an der Kantonsschule Aarau unterrichtende Jost Winteler von einem Einfluss auf die Literatur, er sichtete das entsprechende Schrifttum unter sprachpuristischen Gesichtspunkten, d.h. er achtete darauf, dass die Mundartautoren nicht bewusst oder unbewusst sich der Wortwahl oder Syntax der Hochsprache annäherten. Einfluss hatte er vor allem auf die in Othmarsingen geborene und in Lenzburg als Arztfrau lebende Sophie Häggerli-Marti (1868–1942), neben Paul Haller wichtigste und bekannteste Aargauer Autorin der ersten Jahrhunderthälfte. Von ihr, die unter den wohlwollenden Blicken ihres Ehemannes in ihrer freien Zeit Gedichte schrieb, statt, wie sie Winteler einmal schrieb, «zu Kaffeevisiten zu gehen oder Spitzen zu häkeln», druckte das Neujahrs-

blatt kontinuierlich Texte ab, aus ihrem erfolgreichsten Werk «Mis Chindli», das es bis 1942 auf sechs Auflagen brachte, auch Erstdrucke. Stoltz jedenfalls vermerkt der Redaktor der Blätter, Walter Hauser, 1943 in seinem Nachruf, Sophie Häggerli-Marti habe in den Brugger Neujahrsblättern ein erstes publizistisches Forum gefunden und präsentierte dann seinen Lesern eine Auswahl von typischen Gedichten wie dieses:

Balge

Ha mis Meiteli müesse balge
Wills mer umegmulet het:
«Wart i will der lehre folge,
Zie die ab und gang is Bett.»
s Chind vertrückt di dicke Träne,
Wonem ufechugelet sind,
Schlängeret d Züpfli wi zwe Fähne:
«Isch ächt – s balge – au e Sünd?»

Grosse Dichtung ist das nicht, es ist bescheidene Alltagspoesie, geschrieben in lauteriner Mundart, ohne Anspruch auf Belehrung, ohne vordergründig-hintergründige Nachdenklichkeit. Solche Verse vermögen solange anzusprechen, als sie ihr linguistisches Programm nicht mit jeder sprachlichen Wendung demonstrieren, als sie auf jede Vorzeigemoral verzichten und sich philosophisch nicht selbst überfordern, kurz: solange sie nicht den Anspruch erheben, grosse, bedeutende Literatur zu sein. Zu den gelungenen Texten von Sophie Häggerli-Marti gehören die Kinderreime, die Abzählverse und Merkgedichte, die Samichlaus- und Weihnachtslieder, die heimatkundlichen Natur- und Landschaftsgedichte, wo lautmalerisch-spielerisch die Möglichkeiten der Mundart genutzt werden und wo manchmal auch die Existenznot der Verfasserin durchschimmert; zu den misslungenen jene, wo sich die Verfasserin als Dichterin überanstrengte. Zwar ist Sophie Häggerli-Marti zur Unterstufenklassikerin avanciert, aber ihr Werk ist trotzdem fast vergessen, in der Mundartliteratur, die in den 70er Jahren entstand, hat der Dialekt eine ganz andere Funktion, ist – etwa bei Mani Matter, Kurt Marti oder Ernst Eggimann – Medium der kritischen Alltagsanalyse, ironisch, nachdenklich, aggressiv. Kommt dazu, dass das Frauen- oder Mutterbild, das die Schriftstellerin zeichnet, Ausdruck eines domestizierten weiblichen

Bewusstseins ist, in vielen Texten affirmativ zutage tretend, ohne kritisch-hinterfragende Komponente. Eine kritische, unvoreingenommene Neubewertung ihrer Lyrik wäre heute sehr wünschenswert, vielleicht, dass Sophie Hä默li-Marti neu zu entdecken wäre.

«Heimat am Fluss»: So lautet der Titel eines Erzählbandes, der 1954 erschien und der Gertrud Häusermann, die 1921 in Gebenstorf geboren wurde und mit dem Schriftsteller Max Vögeli verheiratet war, zur Verfasserin hat. Von ihr druckte das Neujahrsblatt hin und wieder Beiträge ab, Gedichte und Prosaskizzen, in welchen die Schriftstellerin ihre Kindheit im Dorf am Unterlauf der Reuss schildert; sie entwirft in einfacher, klarer Sprache Erinnerungsbilder, die bewusst gesetzt werden gegen die Veränderung einer Landschaft durch Verkehr und Überbauungen, wie sie in den Wirtschaftswunderjahren nach 1950 immer mehr zutage trat.

Eine innere Verwandtschaft zu den Prosastücken von Gertrud Häusermann weisen die sprachlichen Miniaturen von Georg Gisi auf, der etwa gleichzeitig, in der Mitte der 50er Jahre, in den Neujahrsblättern zu publizieren begann und der zu den produktivsten Neujahrsblätter-Beiträgern in der Nachkriegszeit zu zählen ist. Wenn in den Gedichten seiner frühen Jahre noch manch ein Ton von Hermann Hesse nachhallt und seine lyrische Sprache nicht frei von neuromantischem Gepränge ist, so gestaltete er seine Beiträge in späterer Zeit in einer Diktion, welche durch ihre Transparenz und Schlichtheit nicht nur erwachsene Leserkreise anzusprechen vermag, welche schöne Naturbilder und -stimmungen im Leser evoziert; Bilder, die ein religiöser Grundton durchzieht. Im ursprünglichen Sinn des Wortes ist «religio» für Georg Gisi «Bindung», Bindung an Natur und engere Heimat. Georg Gisi, der in Elchingen wohnt und der lange Jahre am Lehrerseminar Wettingen als Unterstufenmethodik- und als Übungsklassenlehrer wirkte, schuf für das Blatt von 1980 ein feinfühliges zeichnerisches und poetisches Porträt seiner Wohngemeinde: «Kommt einer von Bözen her nach Elchingen, über die Hochebenen, welche Heuig und Kripf heißen, dem klingt aus milder Mulde Musik in die Augen herein: es spielen miteinander Dächer und Giebel des Dorfes.» Mit Hilfe einfacher Formen, die von Ferne an die romantische Volkspoesie erinnern, deutet er die Harmonie, das Wechselspiel von Zivilisation und Landschaft an, wissend, dass seine Idylle eine ideale Landschaft darstellt, die in Wirklichkeit längst verloren ist. In den Beiträgen Gisis ist ein milder Konservativismus spürbar, der aber frei bleibt von Sentimentalität, auch niemals in Eifer verfällt.

Versetzt man Sätze wie die oben zitierten in die «Literaturlandschaft Aargau» von 1980, so wirken sie darin fremd, unzeitgemäß. Denn in den späteren 60er Jahren entstand hier, wie auch andernorts in der deutschsprachigen Schweiz, eine andere Art von «Heimatliteratur», und die jungen Aargauer Autoren, die nach 1960 in den Neujahrsblättern Talentproben lieferten, schlügen andere Töne an, nahmen anderes wahr als klangliche und farbliche Harmonien.

Aufbruch in den 60er und 70er Jahren

Die Situierung vieler Beiträge, die in den letzten zwei oder drei Jahrzehnten erschienen und die von heute so bekannten Schriftstellerinnen und Schriftstellern wie Erika Burkart, Silvio Blatter, Hermann Burger, Werner Schmidli, Klaus Merz, Otto Marchi und Jannis Zinniker stammen, erfordert einen kurzen Blick auf die literarische Szene der Nachkriegszeit. Verschont geblieben von Krieg und Zerstörung, schien für die Schweizer Autoren – anders als für die deutschen – keine dringende Notwendigkeit zu bestehen, mit der Tradition radikal zu brechen. Während des Zweiten Weltkrieges war die Literatur der Verpflichtung zur geistigen Landesverteidigung nachgekommen, so finden sich z. B. auch in den Neujahrsblättern Schilderungen aus dem Soldatenleben, und manche mochten sich nach dem Krieg nur zögernd auf den Weg «von der Igel- zur Vogelperspektive» (Kurt Marti) machen. Denn die Nachkriegsjahre waren nicht nur die Epoche von Frisch und Dürrenmatt, welche das «Modell Schweiz» einer radikalen Kritik unterzogen und dazu literarische Mittel und Formen benutzten, die in der Schweizer Literatur keine Tradition besasssen.

Die Jahre nach 45 waren auch die Zeit von Meinrad Inglin, Kurt Guggenheim oder R.J. Humm, die ihr in den dreissiger Jahren begonnenes und dem realistischen Ideal verpflichtetes Werk fortsetzten. Dazwischen, also zwischen dem immer wichtigeren Frisch und Inglin, wenn diese Vereinfachung erlaubt ist, gab es jene um 1920 geborenen Autoren, die zwar an überlieferten Formen der Dichtung festhielten und mit ihnen Schmerz und Verstörung der Nachkriegszeit auszudrücken versuchten, indem sie sich neueren Formen des Schreibens, wie sie z. B. Günter Eich entwickelte, annäherten: Hermann Hiltbrunner, Albert Ehrismann und Erika Burkart zum Beispiel. Erika Burkart, die 1953 mit dem Lyrikband

«Der dunkle Vogel» an die Öffentlichkeit trat, veröffentlichte erst 1967 zum erstenmal Gedichte in den Neujahrsblättern, und zwar in einer von Jannis Zinniker zusammengestellten kleinen Anthologie der aargauischen Gegenwartsliteratur, in welcher u. a. auch Hermann Burger und Klaus Merz vertreten waren. Im Jahre 1967 kann das Brugger Neujahrsblatt für sich beanspruchen, «Spiegel» der Aargauer Literatur zu sein. Der Redaktor dieser Zeit, Viktor Fricker, hat nicht nur den Literaturteil der Neujahrsblätter im Vergleich zu früheren Jahrgängen vergrössert, er besass auch ein Sensorium für begabte Autoren. Die Gedichte von Erika Burkart, die hier zuerst abgedruckt wurden, stammen aus dem Umfeld des Bändchens «ich lebe», das kurz nach dem vielleicht wichtigsten lyrischen Werk Erika Burkarts, ihrem Werk des Durchbruchs «Mit den Augen der Kore» (1962), erschien. Im Unterschied zu früheren Gedichten, vor allem zu den Naturgedichten, fällt in diesen die Kindheit thematisierenden Texten ein freierer Umgang mit Formen und Inhalten auf, was sich etwa im Spiel mit realen und fiktionalen Ebenen zeigt: diese Gedichte mögen Beispiele sein für die Art und Weise, in der Erika Burkart überkommene Traditionen mit neuen, eigenständigen Formen des lyrischen Sprechens mischt:

Ein kleiner Knabe um halb Dunkel

Im Spiegel wächst
aus Stühlen ein Wald
In der Lampensonne
weidet der Tisch.

«Der Berg kommt durchs Fenster,
die Uhr frisst das Kind,
erzähl eine blaue Geschichte,
Gott ist neben der Welt.

Das Blaue tröstet das Rote,
schick den Berg in den Himmel zurück,
leg mir den Mond an die Wange
versteck die Uhr in der Wand.»

Von Erika Burkart, 1922 in Aarau geboren, nach ihrer kurzen Tätigkeit als Lehrerin als freie Schriftstellerin im väterlichen Haus «Kapf» in Althäusern lebend, erschienen seither viele Lyrik- und Prosabände, «Die Transparenz der Scherben» (Gedichte 1973), «Die Spiele der Erkenntnis» (Roman 1985) zum Beispiel. Das Brugger Neujahrsblatt hat immer wieder Textproben von Erika Burkart in seine Hefte aufgenommen; 1978 etwa brachte es einen Zyklus von Gedichten, der von der Wohler Zeichnerin Heidi Widmer illustriert wurde, und so hat es die Entwicklung dieser bedeutenden Aargauer Schriftstellerin bis in die Gegenwart mitverfolgt.

In den 60er Jahren machte sich innerhalb der Schweizer-Literatur eine Strömung bemerkbar, die ein wenig salopp als «Jurasüdfussliteratur» bezeichnet wird und zu der man Autoren wie Otto F. Walter, Peter Bichsel und Jörg Steiner rechnet. Diese Schriftsteller vollzogen eine Wendung hin zur Region, und sie taten dies mit sprachlich-formalen Mitteln, die ungewohnt modern anmuteten, kurz: sie entdeckten eine Möglichkeit, Geschichten zu erzählen, die zwar von den Grossen, von Frisch in den Tagebüchern zum Beispiel, legitimiert, aber nicht ausgeschöpft worden war. Aber was heisst Regionalismus? Und was heisst Modernität? In ihrer Darstellung «Die deutschsprachige Literatur der Schweiz seit 1945» betont Elsbeth Pulver, dass der Regionalismus, der um 1970 entstand, nichts zu tun habe mit Schollen-Romantik, sondern im Gegenteil «offene Grenzen voraussetzt, nur unter dieser Bedingung zustande kommt (. . .). Die Region ist eingespannt in das Netz globaler Information.» In den Lebensbereichen, die diese Erzähler als Erzählgrund, als Erzählregion entdecken, im Aargau sind es dann das Ruedertal, die Region Zofingen, Baden, das Freiamt, finden diese Schriftsteller Muster oder Gleichenisse vor, die über die engeren Grenzen hinausweisen, welche die schweizerische oder mitteleuropäische Gesellschaft als Ganzes charakterisieren. Das gilt, wie an einer Erzählung, die Ernst Halter 1972 unter dem Titel «Lord Gwalior» im Brugger Neujahrsblatt publizierte, abzulesen ist, auch umgekehrt: schottische Gesellschaftsrituale lassen sich mit schweizerischen durchaus vergleichen. Die Literatur, die sich um 1970 vermehrt der Region zuwendet, hat also die Überprüfung und Befragung des eigenen, alltäglichen Lebens und seiner Gewohnheiten zum Gegenstand. Und sie tut dies, auch dies liesse sich an der erwähnten Geschichte von Halter zeigen, indem sie sich gegenüber den überlieferten Formen des Erzählens genauso kritisch verhält wie gegenüber dem Gegenstand, den

sie beschreibt; daher die vielen Relativierungen, die subjektiven Einschübe, die Mosaik- und Montagetechnik, die knappen, kurzen Sätze, die nur sagen, was der Fall ist: für viele zeitgenössische Autoren auch im Aargau ist die Sprach- und Erzählskepsis Ausgangspunkt des Schreibens. Das macht auch die zweite Anthologie deutlich, die Jannis Zinniker im Jahre 1970 für das Neujahrsblatt zusammengestellt hat, die Sammlung «Prosa aargauischer Autoren», für welche Erika Burkart, Silvio Blatter, Hermann Burger, Christian Haller, Fritz Senft u.a. und Zinniker selbst Texte beigesteuert haben. Seit 1965, dem Erscheinungsjahr seines Erstlings «Schattenauge», publiziert Jannis Zinniker, 1943 geboren, im Neujahrsblatt Texte, zum Beispiel lyrische und prosaische Reisebilder aus Jugoslawien, Griechenland oder Anatolien; fein abgestufte Spiegelungen, die den Leser im Fremden das Eigene erkennen lassen.

Ein anderes Beispiel ist Werner Schmidli: 1969 wurden im Neujahrsblatt neue Werkproben von ihm abgedruckt, einem damals noch wenig bekannten Basler Autor, der in Hausen lebte und arbeitete. Erzählt wird in einem längeren Prosastück ein Vater-Sohn-Konflikt während eines Ausflugs ins Fricktal: ein erzählerisches Paradigma für die Generation nach 68. In der Form hat seine Prosa, wie z.B. auch jene des jungen Blatter, Ähnlichkeit mit dem Tagebuch: hier wird versucht, die Wirklichkeit als Puzzle zu erfassen, sie aus vielen Facetten zusammenzusetzen (darin erwies sich dann Halter als Meister) und sie zu analysieren. Die Wirklichkeit, die durch die Prosa so hergestellt wird, setzt sich aus vielen kleinen Beobachtungen zusammen. (So erstaunt es nicht, dass Schmidli in den letzten Jahren ganz beachtliche Kriminalromane geschrieben hat.) Und der Kitt, der diese Beobachtungen zusammenhält, ist die eigene Person, die Autobiographie; in der Geschichte von Schmidli wird der Sohn dann als Laborant kenntlich, als der er, Schmidli, beruflich tätig war. Regionalismus, Autobiographie, Skepsis gegenüber dem Erzählen: das sind Stichworte, die über vielen Texten auch in den Brugger Neujahrsblättern stehen könnten. Auch über jenen, die Hermann Burger zum Verfasser haben.

1942 geboren, wuchs er in Menziken auf, besuchte die Kantonsschule in Aarau. Sein Grossvater war Rohtabakhändler, sein Vater, der nebenbei malte und bildhauerte, arbeitete als Versicherungsinspektor. Die Mutter stammte aus St. Gallen, neigte, wie auch die Mutter von Paul Haller, zu depressiven Störungen: in ihrer Kälte sah er den Ursprung «einer tödlichen Verletzung der Kinderwelt»; wiederholt, am eindring-

lichsten im Roman «Die künstliche Mutter», hat er die Folgen dargestellt. Nach der Matura Typus C studierte Burger, der Vater hatte ihn dazu bewogen, Architektur an der ETH, um dann nach vier Semestern zur Germanistik zu wechseln. Bei Emil Staiger promovierte er mit einer Arbeit über Paul Celan und habilitierte sich anschliessend an der Freifächerabteilung der ETH mit einer Studie über die zeitgenössische Schweizer Literatur. Burger hatte schon während des Studiums eine Zeitlang unterrichtet, war dann aber, parallel zu seiner Tätigkeit als Privatdozent, Feuilletonredaktor am Aargauer Tagblatt geworden. Noch nicht 47jährig schied er im März 1989 auf dem Schlossgut Brunegg, wo er in den letzten Jahren wohnte, freiwillig aus dem Leben. Eine Woche zuvor war sein letzter Roman, sein opus magnum, der erste Band einer Trilogie über eine Stumpendynastie erschienen; «Brenner: Brunsleben».

In Hermann Burger hatte das Neujahrsblatt nicht nur einen der bedeutendsten Autoren der zeitgenössischen deutschen Literatur, der dem Blatt verschiedentlich Texte, auch zur Erstveröffentlichung, überliess, nein, in ihm besass es einen eigentlichen Freund, der ihm mit Sympathie begegnete und der diese kleinräumige Art von Kulturförderung unterstützte, hin und wieder auch mal durch eine Lesung bei einer Neujahrsblätter-Veranstaltung. Hermann Burger war, auch auf bodenständige Art, in der Region, in der er lebte, verwurzelt: noch in seinem letzten Werk finden sich viele Anleihen bei der hiesigen Mundart, und einzelne Passagen lesen sich beinahe wie ein Hymnus auf die Aare-Reusslandschaft, die er liebte. Burger, der 1967 mit dem Gedichtband «Rauchsignale» an die Öffentlichkeit trat, publizierte im gleichen Jahr im Neujahrsblatt eine Anzahl von Gedichten, die ihn nicht nur als Autor von Format ausweisen, die von Anfang an auch das Dunkle ansprechen, das über Burgers Leben hing und das schliesslich stärker war. In einem Gedicht mit dem Titel «Balance» heisst es:

Einsamkeit

dunkel hing sie herab
mir als Strick um den Hals
und wollte mich erdrosseln
ich packte das Tau
zog die kalten Füsse an
ein Geläut hob mich empor
(. . .)
oben hält dich nur Balance
virtuose Balance
dies Schuppenkleid von Worten
das dir aus den Hüften wächst und
schön erglitzert im tödlichen Licht.

Hermann Burger hat nie, von Anfang an nicht, einen Zweifel offen gelassen über die Krankheit, die im Laufe der Jahre immer stärker von ihm Besitz ergriff, auch nicht über die Therapie, von der er sich, wenn nicht Heilung, so doch ein Überleben versprach: er konnte am Leben bleiben, solange sein Schreiben ihn trug, solange er sich «am Schuppenkleid von Worten» festhalten konnte; Hermann Burgers Schreiben war ein verzweifeltes Sich-Vergewissern des Lebendigen, im Wissen, dass er so der Krankheit zu Tode, der Depression, letztlich ein Schnippchen schlagen würde: Schriftsteller sein heißt «Sprache haben über den Tod hinaus».

Nachdem Burger mit seinem Erzählbändchen «Bork» (1970) sein Debüt als Prosaist gegeben hatte, erschien 1976 sein Roman «Schilten. Schulbericht zuhanden der Inspektorenkonferenz», die detailbesessene, konsequente Schilderung einer Schul- und Lehrerwelt, die zum Gleichnis wird für die Todesverfallenheit aller Existenz. 1979 erschien «Diabelli», eine Sammlung von Künstlernovellen, die Burger in der Bundesrepublik Deutschland zum Durchbruch verhalf. Die Erzählung «Zentgraf im Gebirg oder das Erdbeben von Soglio» wurde im Neujahrsblatt vorabgedruckt: in diesem ironischen, mit skurrilen Requisiten angefüllten Prosastück erzählt Burger den Tod von Anatol Zentgraf in Form einer Schadensmeldung an den Schweizerischen Erdbebendienst. Zentgraf, «viele sahen in ihm einen anarchischen Thanatographen», ist einer aus dem Geschlechte derer, die der Welt des Todes verfallen, weil ihnen, «aus dem Milieu der Lieblosigkeit stammend», nicht gelingt zu einem sinnvollen

Leben zu finden, da sie hin- und hergerissen werden zwischen Selbstliebe, Narzissmus, und Selbsthass, Destruktivität.

1982 veröffentlichte Hermann Burger den Roman «Die künstliche Mutter», 1985 gewann er mit seinem brillantesten Prosawerk, mit der Erzählung «Die Wasserfallfinsternis von Badgastein», den Ingeborg-Bachmann-Preis, und bevor er sein letztes Werk, «Brenner», schrieb, veröffentlichte er weitere Erzählungen und Essays, schrieb er «Der Schuss auf die Kanzel», Vorabdruck im Neujahrsblatt 1987, und ein Jahr später den «Tractatus logico-suicidalis», wo er einmal mehr öffentlich von der Möglichkeit der Selbstdtötung sprach und wo er systematisch, in numerisch geordneten philosophischen Sätzen die Thematik des Selbstmordes erörterte: «Der Mensch gehört niemandem als sich selbst, er hat jederzeit das Recht, sich selbst zu richten.» Drei grosse C bestimmten das Leben Hermann Burgers alias Hermann Arbogast Brenners: das Cimeterische, das Cigarristische und das Circensische. Das Cimeterische sollte die Oberhand gewinnen.

Von den schreibenden Lehrerinnen und Pfarrherren der Jahrhundertwende, die in schönen Wendungen Heimat, Natur und bürgerliche Tugenden besingen, zu kritischen, schwierigen Schriftstellerinnen und Schriftstellern der Gegenwart, die im deutschen Sprachraum bekannt sind und für die das Neujahrsblatt höchstens ein regionales Forum bedeutet: ist das die Entwicklung, die der Literaturteil der Brugger Neujahrsblätter genommen hat? Vieles, was sich an Literatur in den Neujahrsblättern findet, steht zufällig hier, dieser oder jener Autor hatte etwas anzubieten, zwischen die heimatkundlichen oder naturwissenschaftlichen Artikel mussten, aus Gründen der Auflockerung, Gedichte gestreut werden. Aber spürbar ist dennoch das Bemühen, den Autoren der Region eine Publikation offenzuhalten und vor allem jungen Schriftstellern und Schriftstellerinnen eine Möglichkeit zur Veröffentlichung zu geben, die Chance zu bieten, im Neujahrsblatt zum erstenmal vors Publikum zu treten. Das gilt von den Anfängen bis heute: im Neujahrsblatt 1988 hat zum Beispiel die in Seengen lebende und als Lehrerin arbeitende Christine Merz ihr literarisches Debüt gegeben, und 1989 tat dies der in Baden wohnhafte Walter Schüpbach mit lyrischen Texten und mit eigenen Illustrationen. Hin und wieder war der literarische Massstab, der an die dichterischen Beiträge angelegt wurde, nicht sehr streng, persönliche Vorlieben des betreffenden Redaktors oder zeitbedingte literarästhe-

tische Wertvorstellungen spielen da eine Rolle und manchmal – wie gesagt – der redaktionelle Zwang, eine Lücke zu füllen. Aber der Literaturteil des Brugger Blattes vermag doch auch eine Wegstrecke der aargauischen Literaturgeschichte zu illustrieren, auch wenn bedeutende Autoren, die im Kanton Aargau lebten, nie aufgenommen wurden: Albert Wirz (trotz allem), Hans Boesch, Martin R. Dean, Claudia Storz, Hansjörg Schertenleib u. a. Und es ergibt sich auch nicht von selbst, dass bedeutende Schriftstellerinnen und Schriftsteller dem Neujahrsblatt lange über ihre literarischen Anfänge hinaus die Treue hielten: Paul Haller, Erika Burkart und Hermann Burger. Alles in allem: die Redaktoren der Brugger Neujahrsblätter leisten ihre Arbeit nicht «sub specie aeternitatis», sie rechnen von Jahr zu Jahr, und sie spekulieren nicht einmal darauf, dass ihre Arbeit – wenn es denn hochkäme – vielleicht einmal in einer Anmerkung einer Werkausgabe oder in der Fussnote einer Literaturgeschichte verewigt wird.